

Ski-Begegnungen

Autor(en): **Poschinger, Wilhelm**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Ski : Jahrbuch des Schweizerischen Ski-Verbandes = Annuaire de l'Association Suisse des Clubs de Ski**

Band (Jahr): **21 (1926)**

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-541453>

Nutzungsbedingungen

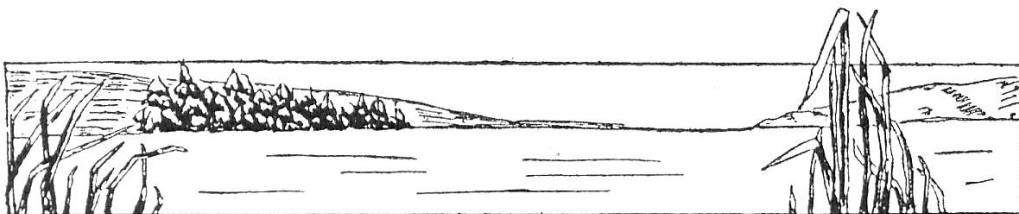
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



je choquai mon verre avec une telle force qu'il se brisa — heureusement pour Roche — dans ma main; car, peu s'en fallait, et je le cassais sur sa figure.

— Après tout, approuva Fredy, je te comprends, mon vieux: ils ont un caractère de chiens — ces chameaux de piétons... Et maintenant, gare! A nous, la Bugatti!

Armand Schmitt.

Ski-Begegnungen.

Zu zweit auf einer Bummeltour in den Voralpen. Den ganzen Tag sind wir von einer der waldigen Kuppen zur andern gezogen, haben die bescheidenen Gipfelchen im Laufschrift übermütig erstürmt und sind die sanften Hänge im stiebenden Pulverschnee jauchzend abgefahren. Hei, war das eine Lust, vor und hinter jeder Tanne einen Telemark hinzufegen, sich wieselartig durch die Baumgruppen hinunterzuschlängeln!

Nun stehen wir auf dem letzten, höchsten Gipfel unserer heutigen Tour. Der Glanzpunkt des Tages steht unmittelbar bevor, die Abfahrt soll uns diesmal bis auf die Talsohle hinunter führen. Kaum dass wir von den Bergen ringsum richtig Abschied nehmen, so ungeduldig sind wir in Erwartung der kommenden Fahrt.

Schon schiesst mein Freund los, ich hintendrein. Wir nehmen den nächsten Hang im Schuss, erreichen die ersten Tannen, flitzen vorbei, wiegen uns blitzschnell durch ein kleines Tobel und hinein geht's in den lichten Wald, ein Dorado für den Telemärkler. Rechts, links, rechts, links beugt sich das Knie und reiht einen Schwung an den andern: grosse, formschöne Bogen im offenen Gelände, dann plötzlich kurze, eckige, in den Tannen drin. Ich fahre gebückt, die Nerven gespannt, den Blick stets auf den nächsten Augenblick gerichtet. Kaum merke ich das Rauschen des Schnees und die Hiebe vorbeiflitzender Aeste.

Mitten in der Fahrt stoppe ich ab. Ha, wie schäumt der Schnee zur sprühenden Woge empor, um leise rieselnd wieder zu verebben! Ein forschender Blick ringsum: meinen Freund habe ich verloren. Wohl weiter oben rechts abgezweigt. Tut nichts, wir treffen uns schon wieder.



Hinauf, in die Stöcke gedrückt, herum und los! Weiter geht die herrliche Fahrt, wieder Schwung an Schwung. Ich schiesse über wellige Lichtungen, lasse mich durch sanfte Mulden schaukeln, über harmlose Höcker tragen, dann rasch in die Hocke und zwischen zwei Tannen durch. Einmal wirft's mich plötzlich hinaus in die Luft. Krampfhaft zwänge ich den Körper vor, lande auf einem Ski, kann den zweiten noch schnell nachsetzen und weiterfahren. Was war das wohl? Weiss nicht, macht auch nichts, weiter!

Der Wald wird dichter, das Tempo nimmt ab, Vorsicht! Da öffnet sich eine Schneise, im Sommer wohl ein Weg. Sie führt rechts hinunter, ich biege ein. Unten winkt eine Lichtung, also nichts wie los und im sausenden Schuss hinab. Die Augen laufen über, ich gehe tief in die Knie und presse die Ski zusammen. Nur jetzt kein Sturz! — Plötzlich ein Schlag auf der rechten Schulter, ein Schrei. Ich fühle mich aus der Bahn geschleudert, bergab, Kopf voran — — —

Als mein Schädel wieder klar ist und Mund und Ohren mühsam von Schnee befreit sind, steht über mir mein Freund. Besorgt fragt er, ob ich verletzt sei, ihm hätte der Zusammenstoss nur einen Skistock gekostet. Mir fehlt weiter auch nichts, im Gegenteil, ich leide an Ueberfluss, eine prächtige Beule am Hinterkopf ist nämlich soeben in unaufhaltsamem Wachsen begriffen.

«Ein Velofahrer wie du sollte eigentlich wissen, dass der Fahrer von rechts den Vortritt hat» spöttelt mein Kamerad und klaubt sich den Schnee aus den Taschen.

Dass er aber auch nie dort sein kann, wo man ihn braucht, der weissbehandschuhte, richtungwinkende Verkehrspolizist.

Auf den letzten Platz besetzt ist die Gaststube der Tiroler Alpenvereins-Hütte. In einer Ecke sitzen wir, eine muntere Gesellschaft aus Zürich, die vor zwei Tagen hierher in die Ostalpen gekommen ist, um sich einmal andere Berge, andere Menschen und eine andere Skitechnik anzusehen, jene Technik, von der wir schon so unendlich viel gehört aber noch so herzlich wenig gesehen haben. Da sitzen wir also am hellen Tage bei einem guten Roten und jassen was das Zeug hält; denn draussen hat den ganzen Morgen ein wütender Schneesturm getobt, der auch dem eifrigsten Skimann die Lust

zum Ueben ausgeblasen hat. Ich selbst habe es versucht, habe mich, mit Windjacke, Ohrenkappe und Handschuhen bewaffnet, hinausgewagt und bin schon beim Versuch, am Holzschopf vorbeizukommen, glatt umgefegt worden. Also ist man herzlich froh um die schützenden Wände und den warmen Ofen der Hütte, besser gesagt des Hauses, oder gar des Hotels, in dem wir Quartier bezogen haben. Das meine ich nicht etwa ironisch, nein. Die «Hütte» ist nämlich ein massiver zweistöckiger Steinbau, mit nummerierten, städtisch, wenn auch einfach möblierten Schlafzimmern, einer geräumigen, übrigens wohlgepflegten Küche, zwei W. C.'s (nicht etwa mit Freiluftverbindungsgang, sondern hübsch am Ende des Korridors), ferner mit Warenlift, Teleskop, Gramophon und Briefkasten, nicht zu vergessen das achtköpfige Personal, kurz mit allem, was das Herz eines Skifahrers in 2400 m Höhe begehren kann.

Unser Spiel ist beendet. Die Wärme wirkt einschläfernd. Ich sitze stumm, schaue mir durch den Tabaksqualm die Stube, die Menschen an, ziehe Vergleiche und grübele. Grossartig, dieser Komfort in solcher Höhe, eine gewaltige Leistung! Und doch, war sie notwendig? Entspricht sie einem Bedürfnis? Haben die Alpinisten nicht langsam alles das in die Berge nachgeschleppt, wovor sie sich gerade flüchten wollten? War die frühere Bergsteigergeneration nicht freier, reicher, auch ohne Sprungfederbetten und Flaschenwein? Suchen die Menschen hier wirklich Fühlung mit der Natur oder nur eine kleine Abwechslung, einen anderen Rahmen zu ihrer gewohnten Lebensweise?

Nachdenklich zünde ich eine Zigarette an, schiebe mich mühsam zwischen die dichtbesetzten Tische durch, verlasse das schwüle, rauchgesättigte Lokal und trete ins Freie. Wie erlöst atme ich auf. Es ist noch immer beissend kalt, aber der Sturm hat nachgelassen. Wogende Nebel verhüllen die Umgebung. Nur hie und da lüftet ein Windstoss den Schleier und auf Augenblicke wird ein Fetzen blauer Himmel, ein frischverschneiter Grat sichtbar, oder ein zartes Spitzchen, von der Sonne, die irgendwo untergeht, rotgelb angehaucht. Dann deckt qualmender Dampf wieder alles zu und blau, violett, schwarz rollen die Nebelballen vorbei.

Ich bummle gemächlich um die Hütte, die Hände tief in die Hosensäcke gestossen und schnuppere nach Anzeichen des morgigen Wetters. Dabei gelange ich auf die breite Steinterrasse, die der Sturm fast schneefrei gefegt hat. Am niederen Mäuerchen stehen lässig zwei Gestalten. Sie plaudern und scheinen mich nicht zu bemerken. Auch zwei,

denke ich, denen die frische Luft besser behagt als der Stubenqualm, die das bisschen Kälte gerne in Kauf nehmen, wenn sie durch ein paar noch so flüchtige Ausblicke belohnt werden. Unwillkürlich nähere ich mich den beiden Fremden. Da reisst gerade wieder die Nebelwand. «Herrgott, diese Farben», rufe ich begeistert aus und deute auf die soeben sichtbar gewordenen, grellgelb beleuchteten Abbrüche eines hoch über uns liegenden Gletschers.

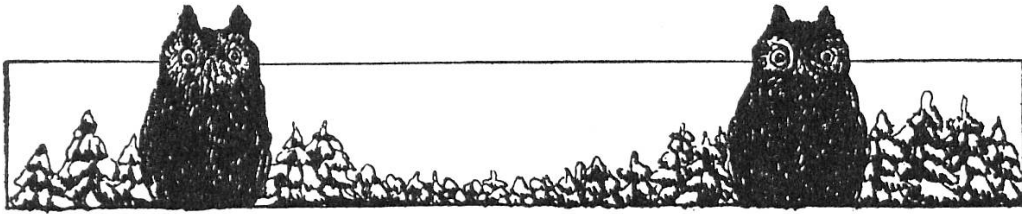
Ohne meinen Worten zu folgen, dreht sich der Nächststehende, ein breitschulteriger, gutgekleideter Herr, zu mir, misst mich von Kopf zu Fuss, mustert nicht zuletzt meinen kragenlosen Hals, wendet sich dann zu seinem Kollegen und sagt, indem er mir ostentativ den Rücken kehrt, deutlich vernehmbar: «Dieser wildfremde Mensch scheint mit uns anbindeln zu wollen, erzählen Sie also bitte ruhig weiter.»

Wie begossen stehe ich da, das Blut schießt mir ins Gesicht. Das also ist der Ton, der Gruss unter Skifahrern? Begegnet man so dem gleichgesinnten, wenn auch fremden Sportskameraden? Ich knurre etwas von Hüttenwanzen und will mich empört entfernen. Da tritt eben Bruno, der prächtige Neufundländer des Hüttenwartes, um die Ecke. Kaum hat er mich erkannt, springt er freudig an mir herauf, übermütig nach meinen Händen schnappend. Dann legt er sich vor meine Füße und bettelt um eine Spielerei, einen Steinwurf. Mit einem Ruck steht er wieder und schmiegt sich wedelnd an meine Knie. Meine Liebkosungen erwidert er auf das zärtlichste mit seiner feuchten Schnauze.

Gelt, Bruno, uns beide hat niemand vorgestellt und doch sind wir gleich die besten Freunde gewesen!

In aller Morgenfrühe ziehe ich aus. Allein will ich heute den Speer erleben. Grau und flach ist der Himmel, düster, kaum erkenntlich, die Berge ringsum und das sonst so liebliche Toggenburg, dem ich langsam entsteige, noch in finstere, dunstige Eintönigkeit gehüllt. Ob die Sonne heute wohl siegen wird?

Schritt um Schritt schiebe ich meine Bretter vor. Bald kratzen sie über spröde Harstplatten, bald wühlen sie sich mühsam durch pulvergefüllte Runsen. Steil steige ich an, so steil, dass es meinen Fellen manchmal zu dumm wird. Dann streiken sie plötzlich beide und ich rutsche in eine lächerliche Stellung zurück, in der ich, krampfhaft auf meine Stöcke gestemmt, sekundenlang um Gleichgewicht ringen muss. Wie wenn sie mich strafen wollten, weil ich ihnen weh



getan. Erst wenn ich eine vernünftige Spur anschlage, greifen sie wieder an. Auch sie müssen verstanden werden, diese feinen glatten Härchen. Hast du je daran gedacht, wie sie in ihrer schmalen Heereskolonne unter deinen Hölzern ständig für dich kämpfen, wie sich jedes einzelne dieser tausend und abertausend bei jedem deiner Schritte spreizt, damit du mühelos die Höhe erklimmst? Und dein Dank? Statt am Ziel die zarten Felle liebevoll zu streicheln, fluchst du höchstens über die kalten Finger, die dir das Abschnallen bereitet.

Es ist heller geworden, aber der graue Schleier hat sich zu einer Wolkendecke verdichtet. Nur einzelne lichte Streifen deuten darauf hin, dass die Sonne schon längst an ihren Platz gehört. Heut' dürfte die Schneebrille also einmal Feiertag haben.

Stunde um Stunde vergeht. Eigentlich langweilig, diese Tour. Sonst jubelt dem Alleingänger die ganze Schöpfung zu, offenbart ihm ihre intimsten Reize. Doch heute liegen Berg und Tal grau, stumm, tot da und ein bleierner Himmel erstickt alles Leben wie ein Leichentuch. Da kann keine rechte Freude aufkommen. Läge nicht ein gewisser Reiz in meiner steilen «Variante», ich glaube ich kehrte um. Was wäre da ein kleiner Schneesturm für willkommene Abwechslung für Geist und Nerven!

Ich bin über eine Gwächte geturnt. Damit habe ich die Wasserscheide erreicht und vor mir liegen nun die Glarner Alpen. Blass und verschlafen sehen sie aus, Mürtschen, Rauti und Glärnisch, als ob es nicht schon vor Stunden in die Kirche geläutet hat.

Plötzlich bemerke ich, dass ich nicht mehr allein bin. Beim Gipfel steht jemand und wenn ich nicht irre, ist eine Dame. Wohl eine Partie aus Amden. Die Aussicht auf ein bisschen Unterhaltung gibt mir neuen Mut und im Eilschritt lege ich die letzte Strecke zurück. Am Ziel bin ich freudig überrascht, denn ein hübsches junges Gesicht hat sich zu mir gewendet. Ich stosse die Stöcke ein und grüsse mit einem:

«Guete Morge, au scho munter?»

«Guten Tag», tönt es freundlich zurück.

Aha, Reichsdeutsch, denke ich und lasse einen raschen

Blick über die Gestalt des Mädchens gleiten. Klein, aber keineswegs untersetzt, sondern eher schlank gebaut, in unauffälligem, praktischen Sportdress. Ein reizendes kleines Gesicht mit keckem Näschen und lebhaften braunen Augen, die mich kritisch beobachten. Zweiundzwanzig, schätze ich. Kann sich ein einsamer Skifahrer an einem trüben Wintermorgen etwas netteres wünschen? Aber wo sind ihre Begleiter? Vergeblich schaue ich mich nach anderen Menschen um.

«Ganz allein?»

«Ja, warum nicht?» gibt sie selbstbewusst zurück.

Ich lächle bloss über die naive Antwort. Wäre sie eine jener braungebrannten, kraftstrotzenden aber sonst meist wenig reizvollen Skigöttinnen, die im Winter wochenlang unsere Gebirge durchziehen, würde ich mich nicht im geringsten wundern. Wieso sich aber dieses zarte schöne Kind mutterseelenallein hierherauf verirrt hat, ist mir ein Rätsel.

Wir plaudern. Sie scheint sich für die Berge zu interessieren und lässt sich sogar geologische Einzelheiten erklären. Dumm ist die Kleine nicht, bewahre! Ihr munteres, offenes Wesen gefällt mir, noch mehr das herzige Köpfchen, das zwischen der rotweissen Wollkappe und dem hochgeschlagenen Kragen der Windjackeforsch in die Welt blickt. Die Wangen sind noch vom Aufstieg gerötet. Die Hände stecken in langen Segeltuchhandschuhen. Drum werden einzelne ungehorsame Haare, die sich dann und wann übers Gesicht legen, ungeduldig weggeblasen. Ob sie weiss, wie reizend kokett jene dunkle Locke unter der Kappe hervorguckt?

Merkwürdig. Ich habe doch den ganzen Morgen über die graue Monotonie der Landschaft geklagt. Wie ich nun meiner kleinen Freundin die lieben Berge zeige, dies und jenes von meinen Fahrten erzähle, kommt allmählich Licht und Leben in die Umwelt. Heller werden die einzelnen Gipfelgestalten, klarer, plastischer die Felswände und Schluchten. Aus dem Tale grüsst dunkelblau der Wald. Fast blenden mich die tiefverschneiten Hänge der Churfürsten...

Gedanken stürmen auf mich ein. Ich, hier oben auf diesem einsamen Berg, fast gegen meinen Willen. Sie, weiss Gott warum, auch. Zufall, diese Begegnung zweier Menschen in der weiten Natur, nicht? Oder sollte etwa... ich fühle mein Herz schneller schlagen. Ein wirres Durcheinander von Begriffen wie Vorsehung, Bestimmung, Junggesellendasein, Lebenszweck, Schicksal kreist um mich.

Da reisst mich ein plötzlicher Einfall meiner Gefährtin in die Wirklichkeit zurück.



«Dürfte ich Sie bitten?»

«Aber gerne, was denn?»

«Haben Sie vielleicht Ihre Karte bei sich?»

Hastig durchwühle ich meine alte Briefftasche. Richtig finde ich noch eine, wohl für irgend eine Gipfflasche bestimmt gewesen.

«Bitte schreiben Sie drauf: Auf dem Gipfel des Speers am 3. März 19..»

Freudig gehorche ich.

«Ich darf doch beifügen», bitte ich etwas vorlaut, «anlässlich seines ersten Zusammentreffens mit Fräulein...» und ziehe beim letzten Wort die Augenbrauen fragend in die Höhe.

«Mit Frau Doktor Frank aus Leipzig, die ihrem Gatten auf ein paar Stunden durchgebrannt ist.»

Einen Moment hängt mein starrer Blick an den schroffen Abstürzen des Mattstocks. Ein innerer Ruck und im nächsten Augenblick überreiche ich mit einem höflichen Lächeln die Karte. Mein Auge sucht das Weite. Da merke ich, dass alle Berge plötzlich wieder in düsteres Grau getaucht sind. Stumm und kalt stehen sie da. Sogar die kühne Spitze des Rauti, die vorhin noch so stolz glänzte, ist verblasst. Mein Traum auch. «Mein Mann hat mich gestern geneckt», fährt die Kleine fort, «hat behauptet, wir Frauen seien in allen Dingen so furchtbar unselbständig. Das hat er sich nicht träumen lassen, dass ich ihn so bald Lügen strafen würde. Als Beweis dient mir Ihre Karte.»

Sie triumphiert. Ich muss ihr Beifall zollen. «Aber immerhin», wage ich einzuwerfen, «so ganz allein einen Berg zu besteigen ist doch ziemlich gefährlich».

«Für mich?» fragt sie schelmisch.

Wilhelm Poschinger, Zürich.